

dtv

János Bátky, ein junger ungarischer Wissenschaftler mit besonderem Interesse für die englischen Mystiker des 17. Jahrhunderts, wird auf einer Soirée in London dem derzeitigen Earl of Gwynned, Owen Pendragon, vorgestellt, über den man sich Wunderliches erzählt – so unter anderem, dass er auf seinem Schloss in Wales Versuche mit merkwürdigen Tieren betreibe, um, getreu dem Pendragonschen Familienmotto »Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches«, dem ewigen Leben auf die Spur zu kommen. Aufgrund beiderseitiger Sympathie lädt der Earl den jungen Ungarn für ein paar Wochen auf sein Schloss und zum Studium in die berühmte Bibliothek der Pendragons ein. János Bátky kann sein Glück kaum fassen – ahnt er doch nicht, dass seine Reise ihn in ein mysteriöses Verwirrspiel um eine strittige Erbschaft und einen toten Ahnherrn verwickeln wird.

Antal Szerb, geboren 1901, war Literaturprofessor an der Universität in Szeged. Seine 1934 erschienene »Ungarische Literaturgeschichte« ist in Ungarn bis heute berühmt, ebenso wie sein 1941 veröffentlichtes Opus magnum »Die Literaturgeschichte der Welt«. Die Wiederentdeckung seiner Romane, darunter vor allem »Die Pendragon-Legende« (1934) und »Reise im Mondlicht« (1937), sorgte international für großes Aufsehen. Antal Szerb gehört zu den bedeutendsten ungarischen Autoren des 20. Jahrhunderts. 1945 wurde er im Zwangsarbeitslager Balf in West-Ungarn ermordet.

Antal Szerb

Die Pendragon-Legende

Roman

Aus dem Ungarischen von
Susanna Großmann-Vendrey

Mit einem Nachwort
von György Poszler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Antal Szerb
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Reise im Mondlicht (24370 und 13620)
Das Halsband der Königin (13365)
Oliver VII. (13474)
In der Bibliothek (24562)

Neuausgabe November 2008
Erstveröffentlichung Dezember 2004
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
www.dtv.de
© 1934 Szerb Antal örökösé
Titel der ungarischen Originalausgabe:
»A Pendragon Legenda«
(Révai, Budapest 1934; letzte Neuausgabe: Magvető, Budapest 2002)
© 2004 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2004 für das Nachwort: György Poszler
© 2004 für die Übersetzung des Nachworts: Tímea Tankó
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung
des Gemäldes »Beautiful Losers II« von Jack Vettriano (Jack Vettriano,
mit freundlicher Genehmigung der Portland Gallery, London)
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13712-6

»*My way is to begin with the beginning*, ich pflege mit dem Anfang zu beginnen«, sagte Lord Byron, und er muß schließlich gewußt haben, was sich ziemt, wenn von vornehmen Engländern die Rede ist.

Eigentlich fangen meine Geschichten immer damit an, daß ich in Budapest auf die Welt gekommen bin und schon nach kurzer Zeit so geheißen habe, wie ich heute auch noch heiße: János Bátky. Aber wie ich heiße, das wußte ich damals noch nicht.

Um mich kurz zu fassen, lasse ich jetzt die Dinge, die sich zwischen meiner Geburt und meiner Bekanntschaft mit dem Earl of Gwynedd abgespielt haben, außer acht, also meine ersten zweiunddreißig Lebensjahre mit dem Weltkrieg mittendrin. Ich darf sie getrost außer acht lassen, da die Hauptrolle in meiner wundersamen Geschichte nicht mir zusteht, sondern dem Earl of Gwynedd.

Ich komme nun zur Geschichte unserer Bekanntschaft. Im Frühsommer, gegen Ende der Saison, war ich zu einer Soiree bei Lady Malmsbury-Croft eingeladen. Die Lady war meine Gönnerin, und sie hatte mich schon damals, als ich noch wissenschaftlicher Sekretär von Donald Campbell war, unter ihre Fittiche genommen. Denn beruflich beschäftige ich mich damit, daß ich älteren Engländern, die von der fixen Idee geplagt sind, einer geistigen Tätigkeit nachgehen zu müssen, als Sekretär zur Verfügung stehe. Aber ich lebe nicht nur davon. Ich habe mütterlicherseits ein kleines Vermögen geerbt, und daher habe ich in jedem Land, in dem es mir gefällt, mein bescheidenes Auskommen. England ist seit vielen Jahren meine Wahlheimat. Ich liebe die Noblesse der englischen Landschaft.

Im Laufe des Abends bekam mich die Dame des Hauses in der Menge zu fassen und ruderte mit mir zu einem hochgewachsenen Herrn mit prächtigem Kopf und grauen Haaren, der still lächelnd tief in einem Fauteuil saß.

»Mein lieber Earl«, sagte sie, »das ist Herr János Bátky. Ich weiß jetzt nicht so genau, ob er sich mit Insektenfressern des englischen Mittelalters oder mit Dreschmaschinen des italienischen Altertums beschäftigt. Aber auf jeden Fall tut er irgend etwas, das auch Sie sehr interessieren wird.«

Und damit ließ sie uns allein.

Zunächst lächelten wir uns nur freundlich an. Der Kopf des Earls war wirklich faszinierend. Nur auf alten Titelblättern findet man noch solche Köpfe, aber dort meistens mit Lorbeer bekränzt. Heutzutage gedeihen solche Köpfe leider viel zu selten.

Ich war einigermaßen verlegen und hatte das Gefühl, wegen der Vorstellung durch die edle Lady eine etwas komische Figur zu machen.

»Wenn es Ihnen recht ist«, sagte der Earl endlich, »dann erlauben Sie mir die Frage: Was wollte mir die Dame des Hauses eigentlich sagen?«

»Mylord, es tut mir leid, aber die Lady hat im Grunde genommen die Wahrheit gesagt. Ich bin Doktor der Philosophie, ein Gelehrter überflüssiger Wissenschaften, und ich beschäftige mich zudem mit Dingen, um die sich kein normaler Mensch mehr kümmert.«

Mit meiner Witzelei wollte ich lediglich ein ernstes Thema umgehen, zum Beispiel die Frage nach meinem Beruf. Denn ich wußte ja schon, daß die Engländer es übelnehmen, wenn jemand beim Plaudern geistige Interessen verrät.

Aber ich entlockte dem Earl nur ein seltsames Lächeln.

»Bitte, mit mir dürfen Sie ruhig ernst reden. Ich bin kein Engländer. Ich komme aus Wales, und das bedeutet, daß ich sozusagen mit der Hälfte meines Wesens zu den Kontinentaleuropäern zähle. Ein Engländer würde Sie niemals nach ihrem Beruf fragen, das schickt sich hier nicht. Aber ich bestehe jetzt

auf dieser Frage, allein schon meines geistigen Anspruches wegen.«

Er hatte einen so klug wirkenden Kopf, daß ich mit der Wahrheit herausrücken mußte.

»Ich beschäftige mich gerade mit den englischen Mystikern des 17. Jahrhunderts.«

»Tatsächlich?« rief der Earl aus. »Lady Malmsbury-Croft hat es mal wieder wunderbar getroffen mit uns. Das ist typisch für sie! Wenn sie auf einer Party zwei Herren nebeneinandersetzt in der Annahme, sie seien beide in Eton zur Schule gegangen, dann ist der eine bestimmt ein Deutscher und der andere ein Japaner, aber beide haben sie sich zufällig auf liberianische Briefmarken spezialisiert.«

»Also dann beschäftigen sich auch Mylord mit meinem Interessengebiet?«

»Sich beschäftigen? Das klingt zu schroff auf unserer Insel. Sie auf dem Kontinent studieren etwas, wir Engländer haben nur ein Steckenpferd. Ich befaße mich mit den englischen Mystikern etwa so, als wäre ich ein pensionierter General, der sich daranmacht, die Geschichte seiner Familie zu verfassen. Aber sagen Sie, Doktor ... Mystizismus ist ein sehr weiter Begriff. Verstehen Sie darunter ein religiöses Phänomen?«

»Nein, für religiöse Fragen habe ich leider keinen Sinn. Am Mystizismus interessiert mich nur das, was man allgemein als mystisch bezeichnet: die geheimnisvollen Hirngespinnste und Prozeduren, mit denen man versucht, die Natur zu beherrschen. Die Alchimisten, das Geheimnis des Homunkulus, Allheilmittel, die Wirkung von Mineralien und Amuletten ... Fludds Naturphilosophie etwa, wenn er die Existenz Gottes mit Hilfe des Barometers beweisen will.«

»Fludd?« Der Earl horchte auf. »Fludd darf man nicht in einem Atemzug mit diesen Narren nennen. Fludd, mein Herr, hat zwar oft Unsinn geschrieben, weil er Dinge erklären wollte, die man damals noch nicht verstanden hat. Aber zu seiner Zeit hat er im wesentlichen, und über das Wesentliche, mehr ge-

wußt als die heutigen Gelehrten, die nicht einmal ein Lächeln für seine Theorien mehr übrig haben. Ich weiß nicht, wie Sie dazu stehen, aber heute wissen wir über die winzigen Teilchen der Natur sehr viel; damals wußten die Menschen mehr über das Ganze, über die großen Zusammenhänge, die man nicht auf die Waage legen und in Scheibchen schneiden kann wie Schinken.«

Seine Augen leuchteten intensiver, als dies kühlen Engländern erlaubt ist. Dieses Thema war offenbar sein Thema schlechthin.

Er schien sich für seine Auslassung ein wenig zu genieren und schlug eine leichtere Tonart an, indem er lächelnd hinzufügte:

»Ja, Fludd ist tatsächlich mein Steckenpferd.«

Plötzlich trat eine hübsche junge Dame zu uns und plapperte lange Zeit nur Unsinn. Der Earl sekundierte ihr wie ein Kavaliere. Ich hingegen saß wie auf heißen Kohlen, denn ich hätte unser Gespräch gerne fortgesetzt. Nichts interessierte mich mehr als die emotionale Beziehung eines Menschen zu etwas Abstraktem, etwa die Frage, warum Herr X überzeugter Anglikaner ist, oder weshalb sich Fräulein Y mit Bauchfüßern beschäftigt. Mich hätte brennend interessiert, wie ein Earl so fasziniert sein kann von der Persönlichkeit eines unerreichbaren, schon längst ziemlich toten und zu Recht vergessenen Arztes und Magiers wie Robert Fludd.

Aber Lady Malmsbury-Croft erwischte mich erneut, diesmal jedoch tat sie einen Fehlgriff. Sie führte mich zu einer äußerst vornehmen Dame von museumsreifem Aussehen, die mich nach dem Tierschutz in Rumänien fragte. Ich wehrte mich vergebens. Sie wollte mir offenbar eine Freude machen und erzählte von ihrer letzten Reise durch Armenien und von ihren schrecklichen kynologischen Erfahrungen: dort gab es fast nur herrenlose Hunde, die vom Abfall leben mußten.

Glücklicherweise stand plötzlich ein Freund vor mir, Fred Walker, in Begleitung eines gutfrisierten jungen Mannes. Fred setzte den jungen Herrn neben meine Dame, nahm meinen

Arm und schleppte mich mit sich fort. Die ehrwürdige Dame bemerkte nichts von dem Tausch.

»Wer ist dieser Earl?« fragte ich Fred.

»Kennst du ihn nicht? Er ist doch der einzige bemerkenswerte Mensch auf dieser Party. Owen Pendragon, Earl of Gwynedd. Ein hochinteressanter Narr. Ganz nach deinem Geschmack.«

»Erzähl mal von ihm.«

»*All right*. Vor einigen Jahren wollte der Earl seine Freundin heiraten, eine Dame, *so to say*, von nicht gerade bestem Ruf. Sie soll ihre Karriere auf den Straßen Dublins begonnen haben, auf und ab spazierend. Der Skandal hatte schon seinen Höhepunkt erreicht, da hat sich's die Dame anders überlegt: Sie hat den Earl verlassen und den alten Milliardär Roscoe geheiratet, der schon mit dem Vater des Earls befreundet gewesen war.«

»Das Amüsante an der Geschichte ist«, fuhr er fort, »daß der Earl ansonsten ein strenger Aristokrat ist, fast bis zur Donquichotterie. Man erzählt, daß er als Student in Oxford Mitglied einer Gesellschaft gewesen ist, die so vornehm war, daß man nur drei Leute gefunden hat, die würdig genug waren, dort Mitglied zu werden. Mit der Zeit gingen zwei fort, und der Earl blieb übrig. Er hat sich zwei Jahre lang überlegt, wen er zum Vizevorsitzenden ernennen könnte, aber niemanden gefunden, der vornehm genug gewesen wäre für diesen Posten. Schließlich hat er Oxford verlassen, und die besagte Gesellschaft löste sich von selbst auf. Aus ähnlichen Gründen hat er das House of Lords nie betreten.«

»Es tut mir leid, Fred, aber ich kann nichts Ungewöhnliches an seiner Geschichte finden. Normalerweise erzählst du bessere *stories*. Diese Geschichte ist zu banal und paßt nicht zu diesem faszinierenden Kopf. Daran, daß ein Aristokrat eine Dame zweifelhafter Herkunft ehelichen will, ist nichts Besonderes. Seine Vornehmheit reicht ja auch für zwei.«

»Du hast recht, János. Nicht deswegen habe ich behauptet, der Earl sei ein Unikum. Nun, daß er eigenartig ist, darin sind

sich alle einig. Aber alles, was ich sonst über ihn gehört habe, ist Nonsens und so idiotisch, daß ich keine Lust habe, davon zu berichten.«

»Ich bitte dich, laß mich den Nonsens hören.«

»*Well* ... Wie sollte eine Geschichte wie die, der Earl habe sich wie ein Fakir begraben lassen und zwei Jahre oder zwei Wochen später, ich weiß es nicht mehr so genau, habe man ihn völlig unversehrt wieder ausgebuddelt, kein Nonsens sein ... Man sagt, er sei bei Giftgasangriffen im Krieg seelenruhig ohne Maske spazierengegangen und es sei ihm nichts passiert. Er hat außerdem den Ruf, ein Wunderheiler zu sein. Die unglaublichste Geschichte ist die mit dem Duke of Warwick, den er geheilt haben soll, nachdem die Ärzte ihn am Tag zuvor für tot erklärt hatten. In seinem Schloß in Wales gibt es angeblich ein Laboratorium, wo er mit Tieren allerlei Experimente durchführt. Er hat sogar ein neues Tier erfunden, das nur im Dunkeln lebt ... aber er stellt es der Öffentlichkeit deshalb nicht vor, weil er die Gleichmacherei des Wissenschaftsbetriebes verachtet. Aber all das ist Nonsens. Ich weiß nur, daß er bei gesellschaftlichen Anlässen immer sehr freundlich ist und man nichts Ungewöhnliches an ihm bemerkt. Aber er macht sich rar. Er verläßt sein Schloß manchmal monatelang nicht.«

Dann flüsterte Fred mir noch ins Ohr:

»Ein kompletter Narr!«

Und damit ließ er mich stehen.

Im Laufe des Abends gelang es mir dann doch noch einmal, mit dem Earl zusammenzutreffen. Ich spürte, daß er mich nicht ablehnte. Er sagte mir, meine Augen erinnerten ihn an einen Arzt aus dem 17. Jahrhundert, dessen Porträt in seinem Schloß hänge. An einen gewissen Benjamin Avravanel. Er sei ermordet worden.

Ich will unser langes Gespräch nicht wiedergeben, zumal ich derjenige war, der redete, der Earl stellte die Fragen. Ich konnte zwar nicht in Erfahrung bringen, was er eigentlich mit Fludd vorhatte, aber unser Gespräch endete doch nicht ergebnislos. Es

schien so, als hätte ich seine Sympathie gewonnen, denn er sagte beim Abschied:

»Einige alte Bücher über den Themenkreis, der Sie interessiert, befinden sich im Besitz meiner Familie. Wenn Sie Lust haben, kommen Sie nach Wales; besuchen Sie mich in meinem Heim auf dem Land, und bleiben Sie ein paar Wochen ... bis Sie die Bücher durchgesehen haben.«

Ich freute mich über diese Auszeichnung, aber ich bin ein viel zu träger Mensch und hätte das Angebot bestimmt nicht ernst genommen, wäre nicht ein paar Tage später eine schriftliche Einladung gekommen, mit allen Einzelheiten der Reise. So begann meine Geschichte.



Ich habe einen Bekannten, der ähnliche Studien betreibt wie ich. Er heißt Cecil B. Howard und arbeitet im British Museum. Ich erzählte ihm die Geschichte von der Einladung. Als er sie hörte, wurde er ganz blaß.

»Bátky, Sie sind ein Glückspilz! In diesem Land haben nur Fremde so ein Glück. Man erzählt wahre Wunder von der Pendragon-Bibliothek. Seit fünfundachtzig Jahren, seit Sackville Williams dort gewesen ist, um die Bestände zu katalogisieren, hat niemand mehr die Bibliothek betreten dürfen. Die Pendragons sind schon seit Jahrhunderten recht unfreundliche Gesellen. Wenn Sie dieses Material aufarbeiten, werden Sie eine Koryphäe auf dem Gebiet der Mystik und des Okkultismus im 17. Jahrhundert!«

»Mein Gott«, stöhnte er, am Boden zerstört, »dann sind Sie also der künftige Biograph von Asaph Pendragon. Sie werden Glückwünsche aus Amerika bekommen, und es werden jährlich fünf Doktoranden aus Deutschland zu Ihnen pilgern, um Ihren Rat zu erbitten. Sogar die Franzosen werden Sie mit einigen Zeilen in ihren Fachzeitschriften erwähnen ... Und von all dem abgesehen, es ist keine Kleinigkeit, in Llanvygan Gast zu sein, im schönsten und exklusivsten Schloß von ganz Wales.«

Ich genoß es, mich von meinem Kollegen beneiden zu lassen; der einzige irdische Lohn für einen Wissenschaftler ist doch die Mißgunst von seiten der Kollegen. Ich hatte Howard freilich nicht verraten, daß ich höchstwahrscheinlich nichts zustande bringen würde. Ich bin einfach so beschaffen, daß ich für ein großes Werk zunächst fleißig Material sammle; wenn ich endlich alles zusammengetragen habe, verschließe ich das Ganze in einer Schublade. Und wende mich etwas anderem zu. Dem Earl of Gwynedd hatte ich diese Scheu vor jeglicher »Bearbeitung« schon gebeichtet und war auf seine volle Sympathie getroffen. Ich glaube sogar, daß ich seine Einladung diesem Umstand zu verdanken habe. Der Earl wußte, daß am Ende meiner Studien kein wissenschaftliches Werk entstanden sein würde.

Meinem Kollegen habe ich außerdem noch verschwiegen, daß der lebende Earl of Gwynedd meine Phantasie viel stärker angeregt hatte als der tote Fludd. Von seinem hohen wissenschaftlichen Standpunkt aus hätte mich Howard sonst sicherlich mit Verachtung gestraft. Gesicht, Gestalt, das Wesen des Earls und Freds Erzählungen hatten meine Imagination in Gang gesetzt. Ich spürte, daß die Geschichte des Earls die Vergangenheit intensiver heraufbeschwören würde, als es die magischen Bücher je vermochten. Intuitiv erkannte ich: mit dem Earl of Gwynedd steht das letzte seltene Exemplar aus einem Geschlecht von hochadeligen Persönlichkeiten vor mir, das Gold gemacht und Geheimnisse erforscht hat. Quasi der letzte Abkömmling Kaiser Rudolfs II. aus der Prager Burg. Ein Mensch, dem im Jahre 1933 Fludd mehr bedeutet als Einstein.

Wie gesagt: Ich freute mich sehr über die Einladung, und bis zur Abreise – was täte ein geistiger Vagabund wie ich denn sonst? – vertiefte ich mich in die Geschichte der Familie Pendragon. Im »Dictionary of National Biography« habe ich reichlich Material gefunden, und wäre ich allen Verweisen gewissenhaft nachgegangen, hätte ich mich einen Monat lang damit beschäftigen können.

Die Pendragons führen ihre Abstammung auf Great Llewel-

lyn, den Fürsten von Gwynedd zurück, obgleich mir die Verwandtschaft nicht ganz geklärt zu sein scheint. Nach der Familienüberlieferung sind sie Nachkommen von Llewellyn ap Griffith, der unter König Edward I. enthauptet wurde, unter jenem Herrscher, der seit János Arany's Dichtung »auf seinem Falben reitend« in den Träumen ungarischer Schulkinder herumgeistert. In Arany's erschütternder Ballade besteigen die »Bar-den von Wales« singend den Scheiterhaufen. Sie bezahlen mit ihrem Leben dafür, daß sie nicht den Ruhm des Königs, sondern den Ruhm des Hauses Pendragon besungen haben. Aber das alles gehört noch in die graue Vorzeit der Familie: das Leben der Pendragons im Mittelalter mit ihrem halb wilden Hirten-volk in den Bergen und ihr letzten Endes vergeblicher Kampf gegen die Engländer, ein Schicksal, das sie mit dem der Indianer Amerikas verbindet.

Mein friedliches Studium wurde plötzlich durch einen ku-riösen Zwischenfall gestört.

Eines Abends saß ich mit Fred Walker pfeiferauchend in der Hotelhalle, als man mich zum Telefon rief.

»Hallo, ist dort János Bátky?« fragte eine Männerstimme.

»Ja.«

»Was machen Sie gerade?«

»Ich telefoniere. Aber wer spricht dort?«

»Das ist unwichtig. Sprechen Sie aus einer Telefonzelle?«

»Ja.«

»János Bátky ... es wäre klüger, sich nicht in anderer Leute Angelegenheiten einzumischen. Sie können sicher sein, daß jene, gegen die Sie arbeiten, über jeden Ihrer Schritte infor-miert sind.«

»Mein Herr, es muß sich um einen Irrtum handeln. Ich habe nie gegen jemanden gearbeitet. Hier spricht János Bátky.«

»Ich weiß. Vergessen Sie nicht, daß bis jetzt jeder zu Schaden gekommen ist, der seine Nase in die Experimente des Earl of Gwynedd gesteckt hat. Dr. McGregor ist bei einem Autounfall gestorben. Dr. Bátky, auch Ihnen könnte ähnliches bevorstehen.«

»Wer ist dieser McGregor?«

»Ihr Vorgänger.«

»Mein Vorgänger – worin?«

»Ich kann nichts mehr sagen. Wenn Sie nicht wissen, worum es sich handelt, um so besser für Sie. Ich kann nur soviel sagen: Rühren Sie sich nicht weg aus London!«

»Aber warum?«

»Die Luft in Wales bekäme Ihnen nicht. Brechen Sie alle Kontakte ab ...«

Und er sagte noch etwas.

»Hallo, hallo ... ich verstehe kein Wort, sprechen Sie etwas deutlicher ...«

Aber der Unbekannte hatte schon aufgelegt. Ich ging zurück zu Fred Walker, einigermaßen perplex, und erzählte ihm, was gerade geschehen war.

»Eigenartig«, sagte er nachdenklich und klopfte die Asche seiner Pfeife in den Kamin.

»Fred, um Himmels willen, sei doch nicht so englisch. Sag doch was. Hast du eine Erklärung für diesen Anruf?«

»*Well*, ich habe dir schon gesagt, daß der Earl of Gwynedd ein sonderbarer Mensch ist. Alles, was mit ihm zusammenhängt, ist kurios. In Llanvygan wirst du sicherlich ganz außerordentliche Dinge erleben.«

Ich sprang auf und rannte auf und ab. Mich bringt sowieso schon jede Reise aus der Fassung, und dann auch noch diese mysteriöse Drohung!

»Wer könnte dieser Dr. McGregor sein? Wie könnte man das herausfinden?«

»Schwierig. In manchen Gegenden Schottlands heißt jeder zweite McGregor, und bei den Schotten gibt es viele Doktoren.«

Hilflos setzte ich meinen Spaziergang fort.

»Sag mal Fred, was würdest du mir raten? Du weißt doch, wie unterentwickelt mein Sinn für das Praktische ist ... Würdest du unter diesen Umständen nach Llanvygan fahren?«

Fred schaute mich erstaunt an und blieb stumm.

»*Well*, so rede doch!«

»Was?« sagte er. »Keinen Augenblick würde ich daran denken, abzusagen. Ich würde mich schämen, wenn mich so etwas beeinflussen würde.«

Ich schämte mich. Wenn du ein Mann bist, dann sei ein Mann ... Aber trotzdem. Derartige Anrufe bekommt man nicht alle Tage. Und alles, was mit dem Earl zusammenhängt, ist so merkwürdig.

»Sag mal«, fragte Fred, »mit wem hast du noch darüber gesprochen, daß du nach Llanvigan reisen wirst?«

»Nur mit Howard vom British Museum.«

»Oh, mit Howard? Sicherlich ist das Ganze ein Scherz von ihm. Er kennt dich – und dein kontinentales Nervenkostüm.«

»Oder«, rief ich aus, »vielleicht will er aus wissenschaftlicher Eifersucht verhindern, daß ich hinreise!«

»Ein Fachwissenschaftler ist zu allem fähig. *Well*, das wird es sein. Kümmere dich nicht darum, alter Junge.«

Ich befolgte seinen Rat und gab mir Mühe, das kuriose Telefongespräch zu vergessen.



Am nächsten Tag setzte ich meine Studien im Lesesaal des Museums fort.

Die Pendragons tauchen in der Geschichte Englands erst auf, als mit Heinrich VII. ein Mann aus Wales den englischen Thron besteigt. Gwyn Pendragon kämpft in der Ebene von Bosworth an der Seite des weißgepanzerten Richmond, des Streiters für Gerechtigkeit. Vielleicht hat er die blutigen Schatten gesehen, die um Mitternacht prophetisch zwischen den Zelten von Richmond und von Richard III. umherschwebten. Und vielleicht hat er auch den grausamen König gehört, als dieser, vom grausigen Schlachtfeld flüchtend, »ein Königreich für ein Pferd« hinzugeben versprach ... wie auch immer, dieser Gwyn Pendragon bewegte sich jedenfalls so sicher unter den durch

jambisches Versmaß geadelten Helden und Ungeheuern Shakespeares wie ich mich unter den Lesern des British Museum. Zur Belohnung für seine Verdienste erhielt er 1490 den erblichen Titel eines Earls of Gwynedd, den jetzt mein künftiger Gastgeber trägt. Dieser erste Earl ließ die Burg Pendragon errichten, die jahrhundertlang Sitz der Familie war. Pendragon bedeutet übrigens auf walisisch Drachenkopf.

Im Lesesaal brachten mir junge Männer auf leisen Sohlen und mit unbeweglichen Mienen all jene Bücher, die mein pseudowissenschaftlicher Ehrgeiz zur Lektüre auserkoren hatte. Im riesigen Turm der Bibliothek hörte man nur das süße Rascheln beim Umblättern der Seiten. Jeder saß auf seinem Platz: gleich am Eingang der alte, bärtige Schwarze mit der Melone auf dem Kopf, den man vermutlich schon im vorigen Jahrhundert bei der Eröffnung dorthin gesetzt hatte. Und ringsherum die ältlichen Bücherwürmer, die in den diversen Bibliotheken des Universums so prächtig gedeihen.

Aber es war doch nicht ein jeder auf seinem Platz.

Ich hatte mich schon vor Monaten daran gewöhnt, daß auf dem Platz rechts neben mir eine flachbrüstige alte Dame saß und mit dem Ausdruck einer gewissen Mißbilligung das Liebesleben der Naturvölker studierte. Heute war sie nicht da, und nicht einmal ihr Schirm zeugte symbolisch von ihrer Anwesenheit. Auf ihrem Platz saß ein eleganter, sportlicher junger Mann, las Zeitung und blickte von Zeit zu Zeit irritiert um sich. Ich war schnell fertig mit meiner Diagnose: Dieser Mann saß zum erstenmal in seinem Leben in einer Bibliothek und fühlte sich, als würde er seinen ersten Tag im Irrenhaus verbringen.

Ich hatte Mitleid mit dem unbekanntem Sportsmann, empfand gleichzeitig aber auch Schadenfreude. Geschah ihm doch recht, wenn er schon ein Sportsmann war, was suchte er dann hier? Er würde wahrscheinlich über mich, wenn wir uns auf einem Golfplatz begegnen würden, ähnliches gedacht haben.

Ich las also weiter.

Auf das Zeitalter felsenfest sitzender Burgherren folgte in meinen Büchern das Zeitalter der Schönheit, der kosmische Frühling. Die nächsten Earls of Gwynedd waren Truchsesse von Heinrich VIII. und seiner Tochter Elisabeth sowie Diplomaten an den prächtigen, fernen italienischen Höfen der Renaissance. Sie schrieben Verse, kommandierten Flotten und ließen irische Rebellen am Spieß rösten. Und bestellten Gemälde bei Meistern aus Italien, pflegten die Liebe zu den Hofdamen und plünderten Klöster. Sie knieten vor der jungfräulichen Königin und drechselten wunderbare Komplimente. Und von Zeit zu Zeit, wie es damals üblich war, vergifteten sie ihre Gemahlinnen, vorausgesetzt, die Damen kamen ihnen nicht zuvor.

Ich blickte verträumt von meinen Büchern auf. Vor mir türmten sich schon mehr als zehn Bände, aber vor meinem sportlichen Nachbarn lag noch kein einziges Buch, und sein Unbehagen wuchs. Mit einem energischen Ruck wandte er sich schließlich mir zu.

»Entschuldigen Sie ... wie machen Sie es, daß Sie so viele Bücher bekommen?«

»Ich schreibe den Titel und die Signatur auf ein Formular und lege es in eines der Körbchen am runden Pult in der Mitte.«

»Interessant. Sie sagen Signatur? Was ist das?«

»Das ist etwas, das hier jedes Buch hat.«

»Und wo findet man sie?«

»Man sieht im Katalog nach. Das sind diese riesigen schwarzen Alben.«

»Und was für Bücher pflegt man hier zu lesen?«

»Alle, die man lesen will. Womit man sich gerade beschäftigt.«

»Und Sie beispielsweise, womit beschäftigen Sie sich?«

»Im Augenblick mit Familiengeschichte.«

»Familiengeschichte, großartig. Nehmen wir an, ich möchte mich auch mit Familiengeschichte befassen. Was muß ich dann tun?«

»Bitte sprechen Sie so leise, wie Sie nur können. Die Aufsicht hat uns schon im Visier. Es hängt davon ab, welche Familie Sie interessiert.«

»Ja? Ehrlich gestanden keine. Schon als kleiner Junge hatte ich Probleme mit meiner Familie.«

»Also, was interessiert Sie?« fragte ich mitleidvoll.

»Mich? Am ehesten das Felsenklettern.«

»Gut. Dann lasse ich für Sie ein Buch bringen, das Sie sicherlich sehr interessieren wird. Seien Sie so freundlich und schreiben Sie Ihren Namen auf diesen Zettel.«

Er schrieb mit recht kindlichen Schriftzügen »George Maloney« hin. Ich ließ ihm Kiplings »Kim« bringen, und mein neuer Bekannter vertiefte sich mit großem Interesse in das Buch. Lange Zeit ließ er mich in Ruhe.

Durch die Erzählungen von Fred, durch den Anruf und durch den Eindruck, den der Earl auf mich gemachte hatte, erhielt alles, was ich über die Pendragons herausgefunden hatte, eine geheimnisvolle Aura. Ich war gerade bei Jakob I. angelangt. Dieser König studierte das Wesen der Dämonen. Bis dahin hatten die Menschen das Schöne geliebt, dessen Sinn offenkundig war; jetzt wandten sich ihre Seelen den verborgenen Dingen zu und suchten den letzten Sinn.

Der sechste Earl of Gwynedd, Asaph Christian, war schon kein Truchseß mehr. Er schrieb keine Sonette, war nicht verliebt und hinterließ keine fünfzehn Bastarde wie der fünfte Earl, nicht einmal einen rechtmäßigen Erben. Nach ihm erbte der Sohn seines jüngeren Bruders den Titel.

Asaph verbrachte seine Jugend in den alten süddeutschen Städten, wo sich die Häuser neugierig den engen Straßen zu-neigen und die Gelehrten niemals in ihren schmalen Zimmern schliefen, in deren Ecken, voller Spinnweben, der Kerzenschein nie hinreichte. Inmitten von Retorten und wunderlichen Öfen suchte der Earl das Magnum Arcanum, das große Geheimnis, den Stein der Weisen. Er war Mitglied der geheimnisvollen Bruderschaft der Rosenkreuzer, über die man damals noch

kaum etwas wußte, aber um so mehr davon sprach. Die Rosenkreuzer waren die letzten Meister der okkulten Wissenschaft, Alchimisten und Ärzte-Magier. Durch Asaph kam das Kreuz mit den geheimnisvollen Rosen ins Wappen der Familie Pendragon.

Als er nach Wales zurückkehrte, verwandelte sich die Burg Pendragon in eine Hexerwerkstatt. Karossen mit zugehängten Fenstern brachten schweigsame Besucher von weit her. Ketzer flüchteten vor dem Scheiterhaufen hierher, aus den Bergen kamen greise Hirten, die noch um alte keltische Weisheiten wußten, jüdische Ärzte mit krummem Rücken, die man von königlichen Höfen weggejagt hatte, weil sie mehr zu wissen schienen, als dem Menschen erlaubt ist. Und wie es heißt, kam verkleidet und von Dämonen verfolgt, Jakob I., König von England und Schottland, um in einem nächtlichen Gespräch die Geheimnisse des Burgherren auszukundschaften. Die ersten Rosenkreuzer in England haben hier ihre Anhänger eingeweiht, und die Burg wurde zur zweiten Heimat von Robert Fludd, dem größten Schüler des wundertätigen Paracelsus.

Es handelt sich um denselben Fludd, durch den meine Freundschaft mit dem Earl zustande gekommen war. Ihm verdanke ich die Einladung eigentlich. Damals ahnte ich noch nicht, welche Rolle diese alten Geschichten und die mir zunächst kaum etwas sagenden Namen wie Burg Pendragon und Asaph Pendragon in meinem Leben einmal spielen würden.

Einer Sammlung nordwalisischer Märchen entnahm ich, daß sich Asaph Pendragon schon kurz nach seinem Tod in eine Saggengestalt verwandelt hat. Die Legende kennt ihn als den mitternächtlichen Reiter, weil er seine Burg tagsüber nie verlassen hat, nur nachts, um mit seinen sonderbaren Begleitern beim Mondschein Pflanzen von geheimer Kraft zu suchen. Aber das Volksmärchen gibt sich mit solchen bürgerlichen Gewohnheiten nicht zufrieden. Der Legende nach war der mitternächtliche Reiter ein gefürchteter Richter, und diese Eigenschaft hat er auch nach seinem Tod beibehalten.

Er überraschte Räuber in ihrem Versteck, wenn sie gerade die Beute unter sich aufteilten, und die Opfer staunten am nächsten Morgen über ihre wiederaufgetauchten Schätze. Ein Eidbrüchiger wurde durch sein plötzliches nächtliches Erscheinen derart erschüttert, daß er am nächsten Morgen alle seine Verpflichtungen einlöste und schnellstens verstarb.

Aber die schauerlichste Geschichte über Asaph Pendragon ist die von den drei Mördern; die Sammlung gibt diese Geschichte freilich auch sehr wirkungsvoll wieder.

Drei junge Adelige beraubten und erschlugen in einem Gasthof irgendwo in den Bergen von Wales einen jüdischen Arzt, der gerade nach Burg Pendragon unterwegs war. Das Gericht, dem man damals zu Recht Antisemitismus vorgeworfen hat, sprach die drei adeligen Herren frei, und sie segelten nach Frankreich. Eines Nachts sahen die Bauern mit Schrecken, daß der mitternächtliche Reiter mit seinem Gefolge den Weg nach Süden einschlug, zum rauhen Moel-Sych hinauffritt und in den Lüften südwärts flog. Am nächsten Tag fand man in Pendragon die drei Adelligen mit umgedrehtem Hals und gebrochenen Gliedmaßen. Der Earl hatte über die Mörder dessen, der zu ihm wollte, selbst Recht gesprochen.

★

Als ich um elf Uhr Kaffee trinken gehen wollte, gesellte sich mein Nachbar zu mir.

»Ein sehr gutes Buch«, sagte er über ›Kim‹, »ein erstaunliches Buch. Der Typ, der es geschrieben hat, ist bestimmt dort gewesen. Er kennt die Gegend sehr gut.«

»Waren Sie etwa in Indien?« fragte ich ihn.

»Aber sicher. Ich bin dort groß geworden, bin dort aufgewachsen. Und ich war auch in Birma. Dann in Südafrika, in Rhodesien. Auch kein schlechtes Plätzchen.«

Es überkommt mich jedesmal ein ehrfürchtiger Schauer, wenn ich erlebe, was der Begriff Britisches Weltreich eigentlich bedeutet. Dessen Bewohner fahren so schlicht und einfach nach